BERGIER-KOMMISSION

Histoire fiction

Was wäre passiert, wenn der Bundesrat schon im Mai 1945 offen informiert hätte? Es wäre eine andere Schweiz geworden.

PETER KAMBER

Es herrscht Kehrausstimmung in den Räumlichkeiten an der Hallwylstrasse. Die Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) gibt es nicht mehr, die Akten werden hinausgetragen, und von Staats wegen ist jetzt auch niemand mehr Ansprechperson für geschichtliche Aufklärung.

Ich denke an meinen Grossvater – wie aufmerksam er immer die Radionachrichten hörte – und an den ungeheuren Wissensdurst, der in den Zeitungsartikeln nach Kriegsende zum Ausdruck kam, als die Zensur langsam wegfiel. Was wäre eigentlich geschehen, wenn der Bundesrat im Mai 1945 die Bevölkerung so informiert hätte, wie dies jetzt mit den Berichten geschehen ist?

Marc Perrenoud, Romand und einer der profiliertesten Autoren der Kommission, lacht: Das sei «Histoire fiction». Er sagt dann aber doch, dass in diesem Fall verschiedene Bundesräte Probleme bekommen hätten: «Zum Beispiel hatte der Bundesrat von bestimmten Transaktionen Kenntnis – Devisenverschiebungen etwa –, unternahm aber nicht viel dagegen. Die nun vorliegenden Informationen hätte die damalige Regierung gewiss nicht veröffentlicht haben wollen.» Aussenpolitisch habe dieser Haltung die Idee eines Rückzugs auf sich selbst entsprochen, der Wille, keine Allianzen zu knüpfen und nicht in die Uno einzutreten. Dafür, und das sei damals ziemlich offen ausgesprochen worden, «sollten die humanitären Aktivitäten der Schweiz verstärkt werden, um ihren internationalen Ruf wieder aufzupolieren».

Jacques Picard, Mitglied der Kommission, sagt: «Wenn die Bevölkerung so informiert gewesen wäre, wie sie heute informiert ist, hätte diese wirtschaftliche und politische Elite – oder ein Teil von ihr – in ihrer Legitimation ein Problem gehabt. Um sich in ihrem politischen Anspruch in den fünfziger und sechziger Jahren auch halten zu können, musste sie die Informationspolitik lenken.» Die Männer und Frauen der Aktivdienstgeneration wären aber berechtigt gewesen, zu wissen, was über ihren Köpfen entschieden und hinter ihrem Rücken getan worden sei: Diesen Anspruch habe die Kommission, «auch wenn es vielleicht allzu spät ist», ein Stück weit einzulösen versucht.

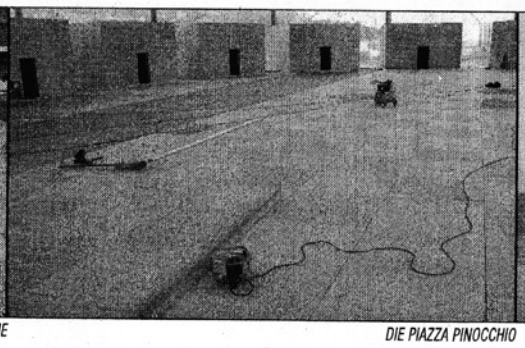
Daniel Bourgeois, wissenschaftlicher Adjunkt im Schweizerischen Bundesarchiv, meint: «Es hätte grosse Veränderungen im Kreis der Bundesräte gegeben, auch an der Spitze der Verwaltung – die Konsequenzen wären sehr viel schneller gezogen worden.»

Peter Hug, Autor des Bandes über die Schweizer Rüstungsindustrie, ist sich sicher: «Es wären Köpfe gerollt. Die Hauptverantwortlichen der Politik im Krieg konnten nur so lange im Amt bleiben, weil sie die Bevölkerung massiv belogen haben. Man wäre der Uno beigetreten – eine fünfzigköpfige Expertenkommission, die der Bundesrat im Herbst 1945 eingesetzt hatte, war einstimmig zur Empfehlung gelangt, die Schweiz müsse unverzüglich beitreten.» Hug erinnert auch daran, dass am 8. März 1947, dem Weltfrauentag, über tausend Frauen eine Demonstration für den Uno-Beitritt durchgeführt haben – es wäre schwierig gewesen, das Frauenstimmrecht noch so lange zu verweigern. Solche Kreise hätten Auftrieb bekommen, und das habe man nicht gewollt: «Es ging um das Einfrieren eines Politikmodelles, das von 1930 bis 1960 ziemlich uneingeschränkt die Macht hatte in der Schweiz. Jede Offenlegung hätte einen Demokratisierungsschub zur Folge gehabt, der den Machterhalt dieser alten Eliten und diese geradezu unheimliche Kontinuität verunmöglicht hätte.»

22 Millionen für ein Kapitel Geschichte, sagte Jean-François Bergier vor einer Woche an der abschliessenden UEK-Pressekonferenz, das klinge nach viel Geld, entspreche aber gerade mal 300 Metern Autobahn. Die Forschung müsse weitergehen. Er selber, sagt Bergier, wolle sich auf jeden Fall nicht zur Ruhe setzen.

Zukünftige Generationen werden es wohl bezeichnend finden, dass die Kommission ihre fünfjährige Arbeit so kurz nach dem Schweizer Ja zur Uno abschloss und nur wenige Wochen vor Beginn der Expo.02 – sowie der Abstimmung über die Solidaritätsstiftung aus dem Nationalbankgold. Geschichte, so zeigt sich, wird gemacht.

DIE BIELER SEEBUCHT, AUF DER ANDEREN SEITE DIE DREI TÜRME



DIE PIAZZA PINOCCHIO

DER MONOLITH UND DER FÄHRMANN

DIE EXPO.02 VOR DER ERÖFFNUNG

Die Knie sollen schlottern

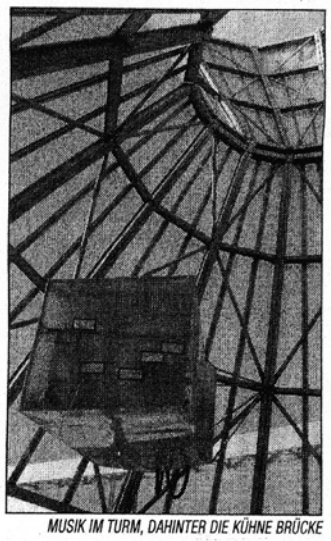
Staubige Schuhe, trockene Kehle, leere Batterien. Der erste Expo.02-Besuch ist geschafft.

TEXT UND FOTOS: ROMAN SCHÜRMANN

Noch ist die Expo eine Baustelle; bald werden die ArbeiterInnen abziehen, bald wird das ganze Land kommen. Die Schweiz ist der einzige Staat, der Landesausstellungen macht. Eine Million der erhofften 4,8 Millionen BesucherInnen soll aus dem Ausland kommen. Vom Zug aus ist zu sehen, wie vor Biel riesige Parkfelder angelegt werden. «Für eine Bündner Familie mit zwei Kindern,» sagt der Bieler Ausstellungsleiter Pidu Russek, «ist das Auto billiger und praktischer, das ist klar.»

BIEL

Biel, sagt Russek, ist eine Stadt, die abwechselnd gute und schlechte Zeiten erlebt. Einst Zentrum der Uhrenindustrie inklusive der einzigen grossen Autofabrik in der Schweiz (General Motors), kam in den Siebzigern die grosse Krise, die Leute zogen aus Biel weg, im Industriegebiet zerfielen die Fabriken. Und jetzt die Expo. «Biel ist wieder erwacht», sagt Russek. Wer in der Nähe der Ausstellungsorte lebt, erhält verbilligte Expoeintritte. Hinter dem Eingang gehts um eine Ecke auf eine weite Allee, gesäumt von grossen Gebäuden. Eines mit metallenen Platten, eines mit aufgeblasenen Riesenpolstern, eines schwarz mit hohen Schlitzen, eines noch eingerüstet und verhüllt. Weit hinten schimmern durch kaum belaubte Bäume silbrige Schatten. Die Migros sponsert einen der Pavillons, er widmet sich Bildern der Schweiz. In Einkaufswägelchen durch die Bilderwelt geführt, sollen sich die BesucherInnen kritisch mit helvetischer Repräsentation auseinander setzen. Am Ende der breiten Allee kommt der Pausenraum, dann wirds eng. Besucherströme müssen kanalisiert werden. Die Plattform über dem See ist auf der anderen Seite der Bucht, dazwischen liegt die ordentliche Bieler Schiffanlegestelle, die unabhängig von der Expo funktionieren muss. Plötzlich eine Hundertschaft Uniformierter, die sich auf der Arteplage umsehen. «Police» inmitten der futuristischen grausilbrigen Architektur, das erinnert an japanische Mangas. Dann die drei Röhren, Türme, Kamine. Die Wahrzeichen der Bieler Arteplage. Ein Hauch von Grossartigkeit. Eine eigentliche Funktion hat nur eines der hohen Objekte. Musik wird darin gespielt werden, die Akustik von der eigenwilligen Geometrie beeinflusst, die Band in einem gelben Kasten in luftiger Höhe. Davon ist noch nichts zu hören. Auch der Gang über die ebenso schmale wie kühne Brücke, die sich zuerst um die Röhren windet und dann über die Bucht zurückführt, muss unterbleiben. Noch fehlen das letzte, verbindende Brückenteil und das Geländer. Ausstellungsleiter Russek war trotzdem schon mal oben und schwärmt. Wer auf der Helix geht, verändert seine Position gleichzeitig in allen drei räumlichen Dimensionen, sagt Russek. Biel rechnet mit durchschnittlich 25 000 BesucherInnen täglich, an Spitzentagen mit doppelt so vielen.



MUSIK IM TURM, DAHINTER DIE KÜHNE BRÜCKE

NEUCHÂTEL

Riesige Dachkonstruktionen, die «Kieselsteine», beherrschen in Neuchâtel die Arteplage. Sie sind aus dünnen Plastikhüllen gefertigt, drinnen ein leichter Überdruck. Unter den Kieseln stehen zusammengedrängt die Pavillons. Novartis entwirft in ihrem Projekt ein biotechnologisches Zukunftsszenario, das Novartis gefällt. «Die Ausstellung», beruhigt «Novartis», «kann nicht aufzeigen, wie die Zukunft aussehen wird, sondern wie sie aussehen könnte.» Nebenan wohnen Roboter. Luigi Snozzi hat ihnen einen eleganten Holzbau hingestellt; zuoberst auf der Piazza Pinocchio lernen Kinder einen der frühen Vertreter künstlichen Lebens kennen. Darunter überwindet ein ganzer Raum mit artifizieller Intelligenz die Distanz zum Menschen. Für das Piratenschiff, die mobile fünfte Arteplage, ist am Ufer eine Anlegestelle improvisiert worden. Am anderen Ende der Arteplage steht ein Riesenrad im Funpark, Autoscooter laden zu einem Ausflug in amerikanische Roadmovies. Neuchâtel, lässt sich prophezeien, wird gefallen, Neuchâtel ist für viele Leute gerüstet. Pipilotti Rist und Jacqueline Fendt? Ohne den Start, den diese beiden Frauen hingelegt haben, wäre die Expo, wie sie Mitte Mai für 22 1/2 Wochen eröffnet wird, langweiliger, konventioneller, biederer. Sagen Russek und die Expo-Medienverantwortliche Marina Villa. Sie weiss auch, dass die Expo 1964 in Lausanne flächenmässig grösser war als die Expo 2002 mit allen vier Arteplages zusammen. Grosse unbebaute Flächen an zentralen Lagen zu finden, ist schwierig geworden. Die Greina-Ebene, meint Villa beim Mittagessen, sei einfach zu abgelegen.

YVERDON

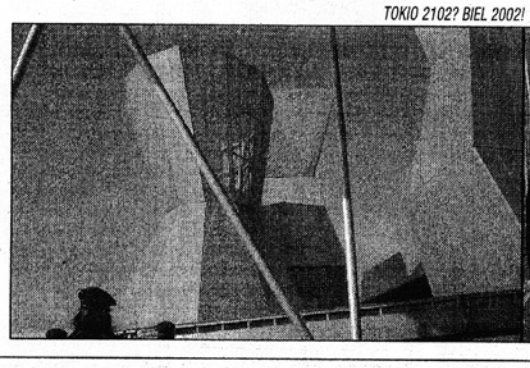
Der Securitas beim Eingang zur Arteplage Yverdon lässt niemanden ohne Ausweis herein. «Ich und das Universum» lautet das Motto. Holländer haben künstliche Hügelchen angelegt mit schmalen gewundenen Wegen darüber. Die Hügel werden mit Blumen bepflanzt, je eine Sorte pro Hügel. Yverdon ist eine Herausforderung für die Sinne. In einem hohen Pavillon, in dem es um das Verhalten zum Schmerz geht, hängen tausende lange Plastikschläuche an der Decke bis knapp über den Fussboden. Die BesucherInnen gehen durch die elastischen Röhrchen, eine Sinnessensation, die weder antizipiert werden kann noch künstlich reproduzierbar ist. «Wer bin ich?», fragt der Bundeswürfel, verkleidet als riesig vergrösserte Erdscholle, und: «Bin ich ehrlich? Stinke ich?» Wasser spiegelt, Sofas nehmen Körper auf, passen sich an, Kameras schneiden die Körper aus und projizieren sie an die Decke vor fremde Hintergründe. Das ergibt ein kaleidoskopisches Bild, mehr als doppelt so gross wie Michelangelos Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle: staatlich geförderte und angeleitete Selbsterkenntnis, unterstützt von Laurie Anderson. Die in den See reichenden Arteplageteile mussten auch in Yverdon fünfzig Meter weit in den Grund gepfählt werden. Die 32 000-düsige Wolke kostet über zehn Millionen, ein echtes Luftschloss, unschweizerisch verschwenderisch und von mutiger Eleganz. Nebenan kann für 24 Stunden geheiratet werden. Auf einem schmalen weissen Steg gehen die Heiratswilligen in den Neuenburgersee hinaus. Vor dem Raum, in dem sich zwei Menschen Ja sagen dürfen, führt der Weg leicht nach oben und ist weich gepolstert: Die Knie sollen ein bisschen schlottern. Gleich daneben Pipilottis Lieblingspavillon über Liebe und Sexualität. Und dahinter die Kids-Expo voller farbiger Planeten, Innerschweizer Kinderhirnen entsprossen und von Erwachsenen in Materie transformiert. Yverdon hat klare Absichten.

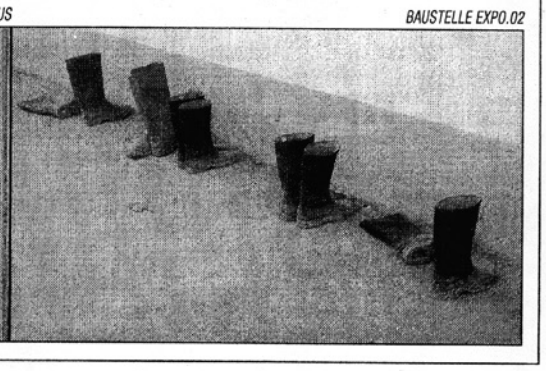
DIE DREI KIESELSTEINE HINTER NOCH EINZUSETZENDEM KÜNSTLICHEM SCHILF

MURTEN

Überall in der Stadt stehen Schiffcontainer herum. Das gehört zu Jean Nouvels Konzept. Murten ist die eigenartigste Arteplage. Sie existiert gar nicht. Es gibt keinen Eingang, keine Zäune, keinen Ausgang. Nouvel baut mit Holz oder Metall inmitten der Stadt. Die Bauten fügen sich problemlos ins alte Murten ein und sind gleichzeitig sofort als zur Expo gehörend erkennbar. Sie verwittern und korrodieren – Augenblick und Ewigkeit das Thema hier. Das macht Eindruck. Auch der Monolith, 39 304 Kubikmeter Inhalt, rostet. Der Medienverantwortliche Marcel Marti organisiert eine Überfahrgelegenheit. Der Fährmann ist erst unwirsch, will bald Feierabend machen, startet den Motor dann doch. Der Monolith glüht ein wenig in der untergehenden Sonne, rot, braun, unnahbar, das Wasser schlägt seltsam blau ans Metall. Eine Öffnung ist nicht zu erkennen. Fast kippt das Boot, zu viele sitzen auf derselben Seite. Drinnen Düsternis und allmählich ein seltsames Gefühl im Magen. «Ja», sagt Marti, «der Monolith ist eben als Schiff immatrikuliert, grosse hohle Betonelemente tragen ihn, Anker halten ihn an Ort und Stelle, der Würfel schlingert ganz leicht.» Im oberen Stockwerk hängt ein altes Panorama der Schlacht bei Murten. Karl der Kühne, ein Mann, der vor einer grossartigen europäischen Karriere stand, verlor 1476 in Murten gegen die eidgenössischen Haufen den Mut, die Schweizer Armee errang einen ihrer schönsten Erfolge. Zu sehen an der sechsten Schweizer Expo anno 2002. Auf halber Höhe zieht sich ein Fensterstreifen um den Monolith. Der Blick nach draussen wird von Lochgittern behindert. Je grösser der Abstand davon, desto mehr lässt sich von der Welt erkennen.

TOKIO 2102? BIEL 2002!



IM GUMMISCHLAUCHHAUS

BAUSTELLE EXPO.02